Karl Mays Glück und Ende.

Der Reiseschriftsteller hat es leicht. Ihn zwicken keine ernsten Skrupel und Zweifel; die kunstvolle Handlung ficht ihn wenig an; die Landschaftsbilder füllen ihm die öden Strecken, und hat er nur Geschick und Glück, so blüht sein Handel. Die andern müssen schwitzen, Figuren formen, Charaktere schnitzen und gegeneinander zum Tanze führen; er aber spachtelt seine Landschaften aufs Hadernpapier, spart nicht mit Palmenwedeln, geheimnisvollen Tropennächten, brennenden Sandwüsten und dick aufgetragener Staffage mit exotischen Namen, von deren Richtigkeit ja doch kein Mensch eine blasse Ahnung hat. Und nun geschwind über das ganze einen knallenden Titel gesetzt, alsdann wird's vervielfältigt, in einen lockenden Einband gesteckt, an dem keiner vorüber kann, in den Verschleiß gebracht, und wenn nur der glückliche Macher oder seine Helfer die Reklametrommel geschickt zu schlagen wissen, so kann es an der Kundschaft gar nicht fehlen.

Das war der Fall Karl Mays. Schreiber, die tausendmal tiefer und gemütvoller sind als er, haben bitter gedarbt. Aber er hat es verstanden, die Sehnsucht nach exotischen Ereignissen und fernen, fremden Ländern, die in jedem Menschen haust und bei den Jüngeren und Unreifen so oft und stürmisch an den Tag tritt – er hat es verstanden, diese Sehnsucht in kurante klingende Münze zu verwandeln. Die lieben alten Indianergeschichten vom „Lederstrumpf", „Letzten Mohikaner", „Pfadfinder" und wie sie alle heißen – die Sintflut der Mayschen Schriften und der Detektivegeschichten hat sie zurückgedrängt, und manches, was uns in der Jugendzeit lieb und wert war, ist von den schlammigen Fluten völlig hinweggeschwemmt worden. Aber gottlob, den alten „Robinson", den gewaltigen „Don Quichotte" und den ewig unantastbaren „Gulliver" haben sie uns doch müssen lassen stahn!

Heutzutage gibt es wenige Jungen, die nicht mit klopfendem Herzen, kurzgehendem Atem, mit hochroten Wangen und Ohren Karl Mays Schriften gelesen, nein, verschlungen hätten. Wenn man daher ein oder das andre seiner Bücher öffnet, den Einband mit dem schreienden Bilde aufschlägt, so findet man auf der Titelseite unter dem knallenden Titel gar nicht selten die Anmerkung: „36. bis 40. Tausend." Es war ein gesegnetes Geschäft.

Aber in diesen Tagen ist man über Karl May zu Gericht gesessen, und was wir gesehen haben, war sein jäher Niederbruch, der uns fast mit einer Art von Mitleid mit dem alten Manne erfüllt. Es handelte sich um eine Ehrenbeleidigungsklage, die May gegen ein Bruder in Apoll, den Schriftsteller Lebius angestrengt hatte. Als Kläger betrat er den Gerichtssaal; aber wie das denn so zu kommen pflegt, der Kläger war der eigentliche Angeklagte, und aus diesem Angeklagten wurde der Verurteilte, als sein Prozeßgegner Lebius vom Gericht freigesprochen wurde. Alles mögliche, ganz unglaubliche Dinge hatte ihm dieser vorgeworfen. Er hatte ihn einen „geborenen Verbrecher" genannt und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alle Daten zusammengetragen, um diese Behauptung zu stützen. May soll schon als Seminarist und auch späterhin Eigentumsdelikte, sogar einen Einbruch begangen und nach seiner Entlassung aus dem Kerker ein Räuberleben in den böhmischen Wäldern, welche diesmal zur Abwechslung die sächsisch-erzgebirgischen Wälder heißen, ein Leben voller Wonne geführt haben. Ganz drollig liest sich der Bericht über die Art und Weise, wie sich Karl Moor II. den Verfolgern entzog, die ihn schon in seinem Waldquartier umstellt hatten. Dieser Räuberhauptmann erinnert ein wenig an den berühmten Hauptmann von Köpenick, und es steckt Humor darin, wie er sich aus der Patsche zieht und der Meute von Soldaten, Feuerwehrleuten, Polizisten und Turnvereinlern ein Schnippchen schlägt. Er findet nämlich in seiner Räuberhöhle die Uniform eines sächsischen Gefangenaufsehers, zieht sie an, bindet seinem Spiegelberg oder Schufterle die Hände auf den Rücken und treibt derart den Kumpan ungehindert durch den Militärkordon. Ein andermal wirft er sich auf das unbeaufsichtigte Pferd eines Gendarmen und sucht ganz wildwestlich das Weite. Schließlich wurde er aber doch dingfest gemacht, wanderte auf ein paar Jahre ins Zuchthaus und schrieb, wie Lebius behauptet, seine Verbrechererinnerungen in Form von Kolportageromanen nieder, bis er sich darauf verlegte, seine so außerordentlich verbreiteten Reiseromane zu verfertigen.

Mays Abwehr war merkwürdig lau und lendenlahm. Man denkt sich: der muß Butter auf dem Kopfe haben. Es ist nicht unsre Sache, hier zu prüfen, wer im Recht ist und wer nicht, zumal schon das kompetente Gericht das Urteil gesprochen hat. Aber nicht nur der Mensch, sondern auch der Schriftsteller Karl May wurde aufs ärgste bloßgestellt. Man hat gegen ihn einen sonderbaren Vorwurf erhoben. Man hat ihm nicht mehr und nicht weniger als literarischen Diebstahl vorgeworfen. Gründe: weil er nie aus Deutschland herausgekommen ist und trotzdem über alle Länder schrieb. Wenn es nur das ist! Da befindet

er sich in einer immerhin ganz anständigen Gesellschaft.

Nimmt man die Sache von der komischen Seite, so mag man an Wippchen denken, der von seinem soliden Schreibtisch im geliebten Bernau aus eifrig allen Mühen und Strapazen der Feldzüge in der Türkei, in China und in Afrika sich unterzieht und dessen Berichte pünktlich mit der Bitte um Vorschuß enden – zweifellos der einzige Schuß, dem sich auszusetzen der vorsichtige Mann in jeder Stunde seines Lebens bereit war. Wenn man aber die Stirn in krause Falten legt und nachsinnt, so mag einem Jules Verne einfallen; der war vermutlich kaum je auf dem Monde oder beim Mittelpunkt der Erde, und ich glaube sogar, daß er sich auch niemals „zwanzigtausend Meilen unterm Meere“ befunden hat. War Jules Verne deshalb ein Dieb? Er hat die Daten, die ihm die Lehrbücher der Geographie, Physik, Astronomie an die Hand gaben, als Gerüste für seine luftigen Phantasien benützt und uns Schlösser auf dem Monde gebaut, die so gut und zuverlässig sind, als sie nach dem Stande der physikalischen Wissenschaften nur immer sein konnten. War er deshalb ein Dieb? Es klingt wie ein schlechter Scherz, und es ist beinahe lächerlich, den Geist eines Mächtigen zu zitieren. Aber man nehme doch einmal den Voltaire zur Hand und schlage den „Zadig“ oder den unvergeßlichen „Candide“ oder was sonst (nur nicht etwa die „Zaïre“) auf, und wenn man jemals das Glück hatte, mit eigenen leiblichen Augen Orient und Okzident zu sehen, so wird man baß erstaunt sein, mit welcher Naturtreue, wie kurz und bündig in diesen Schriften das Wesentliche des Landschaftsbildes abgemalt ist. Und Voltaire war nie in Babylon und hat Amerika niemals betreten. Aber freilich, Voltaire war ein Meister, und was von einem Meister gilt, das gilt noch lange nicht von einem May.

Viel Entrüstung wurde gegen diesen laut, und der gegnerische Vertreter stellte fest, daß die Oeffentlichkeit ein Interesse daran habe, zu wissen, wer Karl May ist. Nun mag ja auch ein Giftmischer Grammatik, Satzbau, ja sogar Rhythmus und Wohllaut der Rede in höchst anständigem Maße beherrschen. Aber zum Bildner und Schriftsteller der Jugend taugt er nicht! eifern die Gerechten. Das wird schon sein. Wenn sie jedoch weitergehen und nun auch gegen die schiefe Romantik der Indianerbücher überhaupt und sonderlich gegen deren verderblichen Einfluß auf die Jugend losdonnern – das alte Lied –, so können wir ihnen nicht ohne Vorbehalt folgen. Und wenn darüber auch ein paar artige Gartenbeete zertreten und ein paar Scheiben mehr zerbrochen werden. Man muß das nicht mit so saurer Miene betrachten. Zweifellos leitet die Lektüre derartiger Schriften die Knaben zu kriegerischen Spielen an. Aber selbst wenn den Jungen auch die Anleitung dazu aus Indianergeschichten und Karl May-Romanen fehlte, so fehlt ihnen doch keineswegs der Antrieb. Sind es nicht diese Schriften, so sind es andere, und sind es andere nicht, so ist es die eigene Phantasie der Jungen. Auch ohne diese Lektüre würde sich die Jugend in ähnlicher Weise austoben, und über dieses lustig lärmende Treiben ließe sich eigentlich manches ernste Wort sagen. Denn diese Spiele sind im Grunde Uebungsspiele und Vorbereitung auf dem Kampf ums Dasein. So springt das Hündchen nach dem Knochen. So hascht das Kätzchen täppisch nach dem Zwirnknäuel, läßt ihn fahren, hascht ihn wieder und überkugelt sich, während es mit dämmerhaftem Bewußtsein von etwas träumt, das einer Maus gleicht. In den kriegerischen Spielen der Jugend leben die von den Urahnen überkommenen Vorstellungen auf. Wir bedächtigen Männer freilich lächeln, und nicht ohne Rührung, über die Jugendeseleien. Wir wissen nun schon seit manchen Jahren, daß bei der heutigen Rechtsordnung der Kampf ums Dasein nicht mit Pfeil und Bogen, mit Skalpiermesser und Tomahawk ausgefochten wird, und daß es nach allem empfehlenswert ist, den eigenen Wigwam bei einer ordentlichen Gesellschaft gegen Feuersbrunst zu versichern, als die Streitaxt auszugraben, den Kriegspfad zu beschreiten und einen fremden Wigwam anzuzünden. Wir wissen, wie der Hase läuft. … Aber was ein rechter, frischer, unbesonnener Junge ist, wird allezeit an derlei kriegerischen Spielen seine helle Freude haben – mit oder ohne Karl May. Und kann später trotzdem noch immer Polizeirat werden. * *

Aus: Neues Wiener Tagblatt. 44. Jahrgang, Nr. 103, 16.04.1910, S. 1+2.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Februar 2018